



Der Neubeginn

All das mag zu dem Wehleidn beigetragen haben, dass ich an diesem Abend auf dem Balkon am Büntergrashof sitze und die unwirklich erscheinenden Wolkenhaufen beobachte, die sich in mattgrauen und wie Ruß schwarzen Schlieren um den Berg knoten. Der seichte Wind bläst allerlei Blütheile in meinen Tee, so dass ich von dem halb gefüllten Becher ablasse und mich zu Bett begeben. Es ist der erste Abend seit meinem schlimmen Fieber; den verstrichenen Tag habe ich im Grunde vollständig im Bett zugebracht. Ich kann nicht erklären, wieso mir das Verlangen fehlt, dem Geheimnis um mein Wesen nachzugehen. Die ganze Zeit über steht dieses Bedürfnis in meinem Kopf, will nicht fallen. Stundenlang sinne ich, ob ich alles nur herbeifantasiert habe oder mein Leben mit Anniek wirklich sey.

Ihr Bild ist mir so klar in meinem Kopf verankert wie ein blendendes Licht, wenn man für Momente in eine grelle Lichtquelle blickt. Schließt man die Augen, hat man das Licht vor sich; ebenso bei geöffneten Lidern und es dauert einige Minuten, bis diese Reizüberflutung letztlich abklingt. Nun, diese Person betreffend, vergeht ihr Bild vor meinen Augen nicht. Zeitweise habe ich Mühe, Wirklichkeit von Trugbild zu unterscheiden, und glaubte insgesamt viermal, dass sie wieder im Zimmer stehe. Eine Kopfwendung später, und ihr Bild verweht.

Jedoch, ich finde nicht das geringste Verlangen, der Wahrheit nachzugehen. Lahm und faul liege ich in meinem Bett und strecke die Glieder. Die unwilligen Blicke wechseln von der Betrachtung der Fenstervorhänge über den Spiegel zur Tür, wo ich hoffe, das Eintreten dieser besonderen Person würde mir Näheres verraten.

Je mehr Stunden verstreichen, desto besser fühle ich mich. So auch an diesem Morgen, als ich mehr als einen halben Tag geschlafen habe. Das Fieber ist fort, also verließ ich die Bettstätte.

Vor die Tür getreten, ist es nicht wie sonst. Mit skeptischem Blick mustere ich die Umgebung, stelle aber zu meiner Erinnerung keine dem Wesentlichen nahen Unterschiede fest. Die frische Luft lässt meine Nase tropfen, also blase ich sie aus. Auch die Sonne verharret dort, wo sie sein sollte. Gleiches galt für die Berge und die Höfe am gegenüberliegenden Hang.

Nun gut, ich denke mir nichts dabei und begeben mich also auf den Weg – nach Graudorf, um dort Einkäufe einzuholen. Was mich dazu trieb? Ich kann ich heute nicht mehr beim Namen nennen. Obschon es mit unserem Roller viel schneller gehen würde, wollte ich doch stundenlang laufen; als folgte ich dem instinktiven Durst nach salzigen Wasser.

Bereits einige hundert Meter vom Hof entfernt, kehre ich mich um und stehe vor einer entsetzlichen Verlegenheit: Denn erst in dieser Sekunde fällt mir Annieks Abwesenheit auf. – Vielleicht ist diese seltsame Person, deren Umrisse ich mir im Fieber eingebildet hatte, ja doch nicht da. Wie dem auch sey, Anniek wäre es in jedem Fall. Nur hatte ich sie am Büntergrashof nicht gesehen, nicht gespürt. Möglicherweise hatte ich sie nur deshalb übersehen, weil sie hinter dem Haus im Garten arbeitete? Nun gut, es sey; unwohl setze ich meinen Weg fort.

Es vergehen zwei Stunden, da ich in der aufsteigenden Mittagssonne in Richtung Tal wandere. Erschöpfung stellt sich nicht ein, obwohl ich keinerlei Verpflegung bei mir habe. Bei Durst trinke ich vom Bergquell, das in beinahe jeder Kehre dahinfließt und meinen Weg öfter kreuzt als ich Durst verspüre. Der Weg ist ja auch nicht sonderlich beschwerlich, insbesondere bergab. Nun ist es aber nicht so, dass er gänzlich unverzweigt ins Tal führt; man denke nur an die vielen Bergbauernhöfe in diesem Teil des Graublatttals, die mit diesem Hauptweg in Verbindung stehen! Im Zweifelsfall wählt man ganz einfach denjenigen Weg, der abschüssiger ist, denn er musste ins Tal führen.

Dann werde ich doch eines Besseren belehrt, denn die entlang der Straße begrenzenden Leitplanken begleiteten mich nicht weiter; stattdessen enden sie in der

Erde. Nach weiteren hundert Metern endet auch die Asphaltierung des Weges; die letzten Asphaltbrocken bestehen nur noch aus schwarzen Klumpen und gehen fließend in weichen Waldboden über. Ein Weg ist zwar noch erkennbar, aber nun verläuft er in eine unerwartete Himmelsrichtung, ist er viel schmaler und auch unbekannter. Darüber hinaus führt er bergauf! Bin ich hier noch richtig?

Innehaltend, drehe ich um meine Achse und versuche auch ins Tal zu schauen, um mich an dessen Talebene und vielleicht den Häusern von Graudorf orientieren zu können. Jedoch, nichts davon lässt sich durch das dichte Gestrüpp erschauen. Mir ist es nicht einmal möglich zu ergründen, ob ich mich entlang einer Hangkante oder über einen Bergrücken bewege!

Wie kann ich mich nur so verlaufen haben? Eine halbe Stunde noch so überheblich davon gesprochen, wie einfach der Weg ins Tal zu schreiten sey, hat mich wohl meine Arroganz in die Irre geführt und ich bin irgendwo falsch abgebogen?! Mit dem Vorhaben, diesen Fehler zu korrigieren, drehe ich um und laufe genau diesen Weg zurück. Doch damit werde ich gezwungen, vom Unheimlichsten zu berichten, das mir in meinem Leben je geschehen ist: Man möge versuchen, mir meine Beobachtungen nachzuempfinden.

So drehe ich bei und bin daran, den ganzen Weg zurückzulaufen, um an einer übersehenen Gabelung den richtigen Abzweig zu wählen. Wie erschrecke ich aber, als es dort keinen asphaltierten Weg mehr gibt! Ich konnte mich kaum zehn Meter von dessen plötzlichem Ende entfernt haben! Stattdessen ist es ein normaler Waldweg – gleich jenem, auf dem ich gerade verharre –, der in rund einhundert Metern in eine Kehre einläuft!

Immer wieder versichere ich mich, dass die Richtung und die Breite des Weges, ja sogar dessen Neigung genau jene waren, die ich auch auf meinem bisherigen Weg gegangen bin. Aber der Asphalt fehlt. Nun renne ich entsetzt – fliehend aus diesem Alptraum – rund einhundert Schritte zurück, aber die Umgebung erkenne ich nicht wieder: Man mag sagen, dass einem, der einem Waldweg folgt, Einzelheiten der Bäume, Büsche und Felsen weniger in Erinnerung bleiben; doch nicht mir. So gibt es grobe Fehlstellen in meiner Erinnerung: Wo ist beispielsweise der Bach, den ich kurz vor der Kehre passiert habe? Und da bin ich mir sicher!

Letztlich gebe ich auf und entschliefse, den Waldweg in die unbekannte Richtung fortzusetzen – in der Hoffnung, wieder auf eine mit Wegweisern versehene Straße zu stoßen. Nachdenklich und besorgt gehe ich immer weiter, drei Stunden, ohne dass der Weg sich gabelt oder einen anderen kreuzt. Immer geradeaus, immer weiter; mal mit leichten Krümmungen versehen, die von Büschen verdeckt sind; mal um eine Gruppe Felsen herumführend. Der Blick ins Tal ist mir die meiste Zeit versperrt; und wenn ich durch die dicht stehenden Tannen einmal sehen darf, schaue ich in ein Tal, das offensichtlich nicht mehr dem Graublattal entspricht. Denn weder erkenne ich den Bach in der Tal-Niederung noch die Seen oder irgendein Dorf. Es ist, als würde ich in einer entlegenen Gegend herumirren, in der noch niemals jemand zuvor einen Fuß gesetzt hat. Aber wer hat den Weg dann angelegt?

Fasste man die bis hierhin überwundene Steigung des Weges zusammen, muss ich mich auf einer Höhe befinden, die bereits die der Dammerhorn-Spitzen übertrifft. Verwunderlich, da dies meiner Kenntnis nach die höchsten Berge der Region sind, und ich unmöglich ein Tal durchquert haben kann, ohne wenigstens eine Straße oder Verkehrslärm zu bemerken.

Eine Weile schon ist mir kein Bächlein begegnet, und es durstet mich. Immerhin ist meinen Füßen keine Müdigkeit anzumerken, sodass ich einfach mehr schlucke und immer weitergehe. Mich darüber wundernd, einen Weg zu beschreiten, den vor mir vermutlich schon seit Jahren niemand mehr ging, wird mir auch mit zunehmender Dunkelheit bewusst, dass ich hier völlig falsch bin. Aber umzukehren und die ganze Strecke zurückzulaufen hätte mich mehr Zeit gekostet, als noch ein wenig weiterzugehen und vielleicht demnächst auf eine Straße und damit verbundene Mitfahrgelegenheit zu treffen.

Die Finsternis nimmt immer mehr vom Himmel und schließlich von der Sichtbarkeit des Weges ein, sodass ich am Ende nur noch eine wegbare, unbewachsene und zwischen allerlei Nadelbäumen beidseitig eingefasste Schneise wahrnehme. Ich gehe sie so lange ich etwas sehen kann, dann verbleibt mir nur die Rast am Wegrand, um darauf zu warten, dass meine Müdigkeit größer sein werde als mein aufgeregtes Gemüt.

Selten nächtigte ich in der unbeschränkten Natur. Umso glücklicher bin ich über die dichten, wärmenden Kleider, die mir zwar keinen wohlwollenden, aber doch sicheren Schlaf ermöglichen. Zunächst fürchtet es mich, nicht mehr nach Hause zu finden und ich stelle mir vertiefend die Frage, wie es dazu gekommen ist: Wieso verlaufe ich mich in einem Wald, der aus meinem Geist hervorgegangen ist? Sonst ist doch auch alles genauso eingetroffen, wie ich es haben wollte, und plötzlich haftet der Umgebung, insonderheit diesem Wald und seinem Weg, eine mystische Eigeninitiative an, die sich weder meinem Willen noch Verständnis fügt. Was ich jedoch mit ungebrochener Sicherheit weiß, das ist die Unsterblichkeit. Niemals hätte ich in dieser Umgebung, diesem Tal und in dieser Zeit sterben können!



Sicher bin ich mir auch dahingehend, Anniek wiederzusehen. Immerhin sind wir unsterblich und es wäre nur eine Frage der Zeit, wann wir uns erneut begegnen. Mit diesen in Geborgenheit wiegenden Gedanken und der Hoffnung, am folgenden Morgen einen Ausweg aus der Irrung zu finden, schlafe ich bald ein.

Der Morgen ist kälter als erwartet und es braucht einige Minuten, bis ich die Spitzen meiner in der Jackentasche versenkten Finger wieder spüre. Mein Gesicht fühlt sich erschreckend kalt an, aus meiner Nase bläst eine Nebelwolke und selbst die Lider wollen sich nur ungern weiter öffnen als einen Schlitz hoch. Tau tropft von je-

dem Grashalm und erste Schnecken bewegen sich, auf der Suche nach ihrem Frühstück, über das entrindete Holz toter Äste. Auch mir knurrt der Magen, doch kann ich es nicht ändern. Stattdessen betrachte ich voller Durst meine Handinnenflächen, an denen frisches Tauwasser herabrinnt, das ich schließlich begierig ablecke.

Wie ich mir des Nachts überlegt habe, will ich vermehrt Rufe einsetzen, um auf mich aufmerksam zu machen. Obwohl ich nicht wirklich an den Erfolg eines solchen Versuchs glaube. Das ist nämlich genauso, als triebe man auf dem Ozean und hätte freie Sicht auf den Wasserspiegel um sich; und würde ferner erkennen, dass im Umkreis von vielen Kilometern kein einziges Boot zu sehen ist. Und dennoch ruft man um Hilfe – jedoch, wer soll einen hören?

Einige Kilometer behalte ich diese Taktik bei, während ich meinen Weg fortsetze, der immer weiter in die Berge führt. Sonnenstrahlen blitzen verlegen hinter der Bäume Astwerk und zwischen diesen selbst äst Damwild, das verschreckt, da es mich sieht, fortspringt. Immerhin bin ich nicht gänzlich alleine.

Das Gefühl, verlassen zu sein, verstreicht jedoch nicht, da ich die Umgebung in keiner Weise wiedererkenne: Der Wald ist anders zusammengesetzt als jener Vertraute um den Büntergrashof; der Wind scheint kälter (was wohl auf die größere Höhe zurückzuführen ist) und steifer. Mir ist zunehmend unwohl, kann aber weder eine Abkürzung einschlagen noch den ganzen Weg zurückgehen. Alles, was mir verbleibt, ist, den vor mir liegenden Teil weiterhin zurückzulegen.

Ob man es glaubt oder nicht – bis zum Abend dieses Tages ändert sich rein gar nichts. Das muss der längste ungegabelte Weg sein, den es auf diesem Kontinent gibt! Keine Wegschilder, keine Behausungen, keine Wanderer. Der immer gleich breite Weg gibt mir die Richtung vor, die ich zu nehmen habe. Er zwingt mich in sein unveränderbares Muster eines schlauchartigen Lebens, und einer ebenso zu umschreibenden Existenz. Hin und wieder abgeknickte und quer über den Weg gelegte Bäume oder kleinere Fels-Rutschungen, bei denen faustgroße Steine den Hang hinabgerollt und mitten auf dem Pfad liegengelieben waren, schaffen ein wenig Abwechslung, unterstreichen aber gleichzeitig, wie verlassen es hier ist. Wohin würde ich nur geführt werden?

So allein ich mich auch fortbewege, so bin ich in Gedanken stets bei Anniek; dies tröstet über meine langweilige Irrung hinweg.

Dabei fällt mir ein: Habe ich mich wirklich verirrt? Bedeutet »verirren« nicht, dass man wahllos einer Richtung folgt, obwohl man sich an keinerlei Orientierungspunkte hält? Ich dagegen gehe ja nur den Weg, weiche nie von ihm ab. Und es gibt keine Wege, die irgendwo ohne Weiteres, mitten auf einem Feld oder in einem Waldstück, enden! Wege vermitteln immer zwischen zwei Punkten, einem Start und einem Ziel. Alles, was ich noch nicht weiß, ist, wo das Ziel sein würde.

So viele Dinge im Leben bleiben ungeschehen, ungetan ..., unbemerkt. Verlöre ich auch nur eine Sekunde, und sey es meiner selbst willen!, bereute ich es für alle Tage.

Die philosophischen Gedanken häufen sich zu einem Ballen aus Hass und Unverständnis gegenüber der verzweifelten und aus dieser Verzweiflung heraus widersinnig, überflüssig, rechthaberisch, arrogant, schlicht falsch handelnden Menschheit. Wie es auch Bergsteigern ergeht, die tagelang damit beschäftigt sind, sich aus fehlgeleiteter Ursache des Ruhms oder Glaubens einem Berggipfel unter Lebensgefahr zu erkämpfen, sind meine Überlegungen nun so weit anzunehmen, der Mensch sey im zeitlichen und räumlichen Rahmen der Planetengeschichte lediglich ein Echo. Ein sich widerspenstig haltendes Echo zwar, aber doch nur ein Echo, nichts Wirkliches, nur ein Trugbild.

Und genauso sind die Menschen, deswegen ich sie zu meiden suche: In allem glauben sie das Bestmögliche zu tun, verkennen aber das große Gebilde und ihre winzige Stellung im Kosmos! So streiten sie um den Preis einer Wurst; erfüllen ihre Gedanken mit der Hoffnung, ihr neuer Liebhaber möge die Farbe des Lippenstifts bemerken; tauschen Informationen und Emotionen über Sportergebnisse aus; erklären alles für fremd, das ihrer Erfahrung widerspricht ..., und wissen doch gar nichts von ihrer unheilvollen Bedeutungslosigkeit.

Man denke nur daran, wie sehr es die Menschen beschäftigt, die richtigen Führer auszuwählen und wie laut die gegnerische Partei nach Betrug schreit, wenn sie nicht gewählt wurde! Wie Angst erfüllt Gesichter sein können, wenn befürchtet

wird, eine Partei mit Freiheit raubenden Vorstellungen könne machtvolle Geltung erlangen! Und trotzdem sind all jene und ihre Gedanken – bedeutungslos!

Haben nicht auch die Römer und Mongolen an ein Weltimperium geglaubt? Und was sind sie heute? Hatten nicht Perser und das Inka-Volk riesige Armeen? Und was ist aus diesen geworden? Auch die ehemals gefürchteten Supermächte auf dem nordamerikanischen und asiatischen Kontinent zeigen sich heute als eine Gesellschaft kriegsunfähiger, korrupter, Freiheit verachtender, vom Geld verblendeter und machtgieriger Parzellen, denen Erdöl und andere Naturrohstoffe ungleich wichtiger sind als die Leben und Träume ihrer Einwohner.

Diese Beispiele sollen zeigen, dass sich innerhalb von Jahren oder Jahrhunderten ganze Weltteile politisch ändern können. Und wenn sie sich so gravierend zu ändern vermögen, steht ihnen, so meine ich, weder Kritik noch Beachtung zu. Denn alles, worüber wir uns heute den Kopf zerbrechen und unsere wertvollen Gedankenströme belasten, kann bereits morgen bedeutungslos sein. Gleich so unbedeutend wie die Erinnerung an Kindertage, in denen man ein Eichhörnchen zu herbsterlicher Zeit auf den Ästen einer Buche herumtollen sah!

Bisweilen überwältigt mich die Art meiner schädlichen Gedanken und ich eifere in ewigen geistigen Gefechten und Worträtseln aus, die mir nicht selten peinlich sind – sofern sich die Gelegenheit ergibt, dass man mich mit meinen Aussagen konfrontiert. Aber wenn sie unwahr wären, wieso bringe ich dann die Zeit für ihre Niederschrift auf?

Geächtet durch die Intensität meines brennenden Hasses, suche ich eigenhändig meine Stellung im Gesamten. Ist es ein ortstreuer Standpunkt oder steht er genauso unsicher wie die Zukunft aller bestehenden und jemals gebildeten politischen Gruppen? Kann mir überhaupt eine »Stellung im System« zugewiesen werden, wo ich doch charakteristischerweise »zwischen den Welten« – namentlich der Wirklichkeit und dieser idealisierten Utopie – wandle? Oder handelt es sich um ein akzeptables und toleriertes Phänomen, das jedem Schriftsteller und seiner ihn umgebenden Fantasie abzugewinnen ist?

Mit diesem Sinne zerreienden Gedanken beschreite ich den Weg und befinde mich emotional ebenso wankend wie die im Winde wiegenden Baumwipfel. Wenn ich nur wusste, was mich am Ende dieses Weges erwarten wird!

Bis zum Abend wird meine Neugierde mit Gewissheit oder wenigstens Erkenntnis noch nicht gestillt. Stattdessen bringe ich, wie erahnt, eine weitere Nacht am Wegesrand zu. Dieses Mal liege ich wenigstens windgeschutzt, habe ich mir doch rechtzeitig bei Dämmerlicht ein Plätzchen hinter Bschen und grün bewachsenen Felsen ausgesucht. Wrmer ist die Nacht deshalb nicht.

Merkwürdig ist diesmal, dass mir die Erinnerung an die zurückliegenden Tage (mein Erwachen am Büntergrashof, das Fiebern, das Aufbrechen nach Graudorf) nur noch wie erträumt vorkommt: Blass und unkonkret sind die Bilder, dagegen ganz klar alles weiter Zurückliegende. Genauso gut konnte es möglich sein, und das nehme ich nunmehr als Tatsächlichkeit an, dass ich niemals zum Büntergrashof zurückgekehrt bin, und mein heutiges Erwachen im Wald auf jenen Tag folgte, da ich von Darren und Catla losgegangen, und, benebelt von deren Tee, mich inmitten des Waldes niedersetzte und ruhte. Mit kurzen Worten: dass ich mich zum Zeitpunkt meines Verlaufs noch immer auf dem Rückweg zu Anniek befunden habe, und das Dazwischenliegende nur ersponnen haben muss.

So viel Wehleidn liegt in der Welt, so viel ungeklärter Schmerz. Bin ich ihr würdiger Reprsentant? Nun, da ich erschöpft und hungrig bin, stehe ich den Leidenden etwas näher als sonst.

Für gewöhnlich ignoriert man fremdes Leiden mit jener hemmungslosen und sich berechtigt anfühlenden Ankündigung, mit den eigenen Problemen genug zu tun zu haben. Gerade in reichen Ländern wird darüber gemeckert, dass Benzin heute ein Cent mehr kostet als gestern. Es wird gejammert, dass man ein Puzzlespiel mit dem falschen Motiv zu Weihnachten geschenkt bekommen hat. Man hält einen Fehldruck in der Klatschpresse und das Fehlwort eines Politikers fürs bemerkenswert; dabei bedeuten sie gar nichts im Vergleich zum Leiden Hungernder und Kranker. Denn deren Sorgen beschreiben allein die Not, die nächste Stunde zu berleben! Und so fügt sich ein Reigen aufeinander aufbauender und gegeneinander gestufter Sorgen-»Ebenen«.

Andere behaupten, in den Nachrichten würde hoffnungslos übertrieben: Es seien nicht 10.000 Kinder, die jeden Tag verhungern, sondern nur 1000. Aber macht das einen Unterschied? Ich selbst habe nie eine Gruppe Hungernder in Afrika besucht; könnte also nicht einmal versichernd glauben, ob es wirklich Hungernde gibt! Genauso ist es mit einer anderen Geschichte, die an Paranoia grenzt, aber theoretisch der Realität entsprechen könnte: Es ist die grundsätzliche Ablehnung aller Fakten, bis man sie mit eigenen Augen bestätigt hat: So ist es möglich, dass es den Himalaja und einen Kontinent wie die Antarktis nicht gibt, da ich beides mit eigenen Augen noch nie gesehen habe. Allerdings scheint mir eine Manipulation dieser vorgegebenen Tatsachen als zu aufwändig und v. a. zu grundlos.

»Schafft ab, ihr dummen Tölpel, das ihr für zweckmäßig und notwendig haltet!«, rufe ich zwischen die Bäume, so laut ich kann. Dieser Satz hatte sich zu einer Art »Standard-Fluch« entwickelt; etwa so als reiche man sich zum Gruß die Hand und wünsche einen angenehmen Guten Morgen. Aber mein Gruß wird nicht erwidert.

Dann spreche ich ein Gebet zu Jhadar, sie möge mich dorthin zurückführen, wo ich eigentlich hingehöre und wo meine Liebe auf meine Ankunft wartet. Und Therak rufe ich an, er möge eben diesen Weg sicher und kurz halten.

Obwohl die Nacht kalt ist, habe ich die Kraft zum Beten und Fluchen aufbringen können. Das kam unerwartet. So erinnere ich mich, nicht ein einziges Mal in der Lage gewesen zu sein, einen ganzen Tag lang gar nichts gegessen zu haben. Beschämt und ohne den Wunsch, für diese »Leistung« bewundert oder bemitleidet zu werden, denke ich an alle unfreiwillig und chronisch hungernden Menschen, die mit sehr viel mehr Kraft und Erfahrung ringen. Jedenfalls verfliegt mein Hungergefühl schlagartig, doch Durst plagt mich weiterhin.

Mit neuem Mut folge ich dem endlosen, nun leicht abschüssigen Weg am nächsten Morgen weiter, bis meine Waden verkrampfen und ich pausiere, um die Schuhbänder zu lockern. Ich betrachte die angenehme, Licht durchflutete, grüne und artenreich bewachsene Landschaft und denke dabei ohne Unterlass an Anniek – was ich ihr berichten könne von meiner Odyssee, und ob ich ihr zu versprechen fähig sey, sie niemals wieder so lange allein und in gewiss größter Sorge zurückzulassen.

Es tut mir selbst im Inneren weh, sie das durchmachen lassen zu müssen. Aber auch für mich ist diese Tortur, zumal unfreiwillig, nicht leicht zu ertragen. Indes fällt mir nichts Angenehmeres ein, als bei ihr am warmen Stuben-Ofen auf den mit Kissen ausgestaffierten Sessel zu sitzen und mir eine Tasse Zitronentee schmecken zu lassen; nachdem ich mir ein dickes Sandwich zubereitet habe, natürlich! Inmitten dieser Überlegungen kehrt mein Hunger zurück.

Nun ward es Mittag, was ich daran sehe, dass das blasse, hinter den Wolken verborgene Sonnenlicht seinen Höchststand erreicht. Außerdem ändern sich etwas an meinem Weg: Seit Tagen nun wandle ich auf diesem Pfad, der nie breiter als zwei Klafter ist. Am engsten wird er mir am Vortag, da schrumpft die Breite auf nur eine Armlänge und ich quetsche mich zwischen einem umgestürzten Baum und dichtes, stacheliges Buschwerk hindurch. Was verändert sich, dass die eigentliche Wegbegrenzung lichter wird und viel weiter voneinander steht. Die schlanken Nadelbäume und der braune, von Nadellaub bedeckte Waldboden weicht einer niedrigen Vegetation und auch Gras kehrt bestimmend zurück.

Dass ich den Rand des Waldes erreicht habe, sehe ich endlich daran, dass es nun gänzlich an Bäumen fehlt. An deren statt öffnet sich vor mir eine weite Ebene ohne Bäume. Ich bin am Ziel.